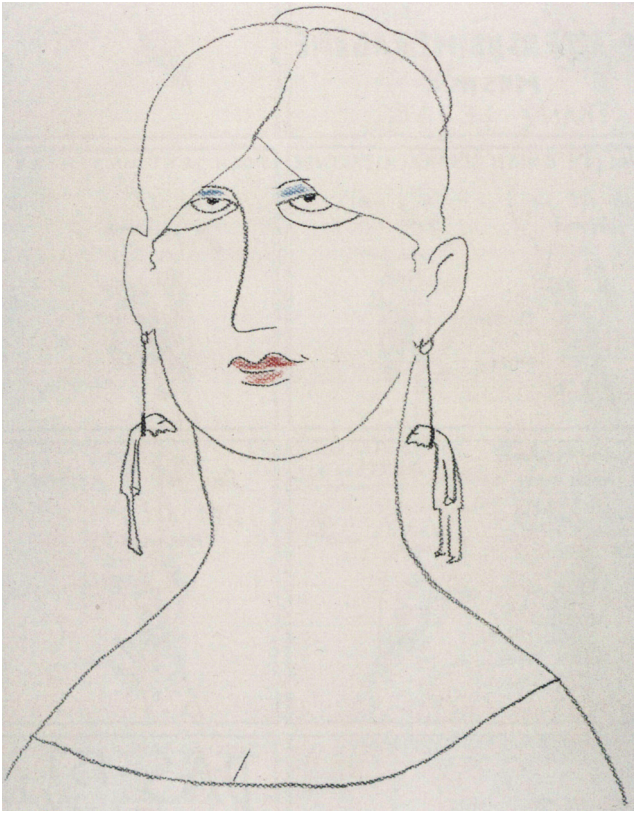

John von Düffel

Der dressierte Mann

ZIMMER THEATER HEIDELBERG

INTENDANZ
UTE RICHTER

2011/2012 HEFT 1

HAUPTSTRASSE 118
D 69117 HEIDELBERG
FON 06221/210 69
FAX 06221/288 12

Gib mir den Mantel, Martin,

aber geh erst vom Sattel

und lass dein Schwert, wo es ist,

gib mir den ganzen.

Ilse Aichinger

Antje Schrupp

Was wäre wenn?

Weibliches Begehren und die Stärke als Neuanfang

Auf dem Planeten Gethen, am Rande unserer Galaxis, haben die Menschen eine Religion, die das Unwissen feiert. Dem Besucher von der Erde erklären sie das so: „Das Leben basiert auf dem Unbekannten, dem Unvorhergesehenen, dem Unbewiesenen. Unwissen ist die Grundlage allen Denkens. Unbewiesenheit ist die Voraussetzung der Tat. Das einzige, was das Leben überhaupt ermöglicht, ist die ständige, unerträgliche Ungewissheit: ist, nicht zu wissen, was als nächstes geschieht" – so eine Passage aus dem Roman „Winterplanet" von Ursula K. Le Guin, einer Science Fiction-Geschichte aus dem Jahr 1967.

Das Unwissen zu feiern erscheint uns heute geradezu absurd. Vielmehr versuchen wir bei unseren Planungen normalerweise, jede Ungewissheit möglichst zu vermeiden. Immer ausgefeiltere Prognosen und Hochrechnungen versprechen, in die Zukunft schauen zu können. Je genauer man das Ziel vorher schon eingrenzen kann, für desto „realistischer" hält man es. Doch auf diese Weise entsteht ein geschlossener Kreis, in den nichts Neues hinein kommen kann.

Dahinter steckt ein Missverständnis. „Das Neue" wird verstanden als etwas, das Menschen sich ausdenken, um dann Mittel und Wege zu finden, an dieses Ziel zu gelangen. Genauso entsteht aber gerade nichts Neues, weil nämlich diese Ziele, die wir uns ausdenken können, immer

schon jetzt in unserer Vorstellungswelt angelegt sein müssen, also in Wahrheit alt sind.

Wie wäre es hingegen, wenn wir uns eingestehen, dass unsere Ziele alles andere als klar sind? Sowohl die persönlichen, als auch die gesellschaftlichen oder politischen? Dass das Neue nicht dadurch in die Welt kommt, dass wir es erfinden, sondern dadurch, dass wir einen neuen Anfang setzen und das Risiko des Ungewissen eingehen? Weil wir nichts über die Zukunft sagen können, sondern nur etwas über das Hier und Jetzt, über unser eigenes Begehren?

Vom Begehren zu sprechen lenkt die Aufmerksamkeit weg von dem, was mir fehlt, von dem, was ich in Zukunft einmal haben will, hin auf das, was ich habe, nämlich auf das Begehren, das am Anfang steht und mich motiviert, etwas zu tun. Wenn ich etwas fordere, dann steht das Ziel bereits fest: Mein Ziel ist das, was ich fordere, zu bekommen. In diesem Sinne war zum Beispiel die Emanzipation der Frauen, also ihre Gleichstellung mit den Männern, solch ein „realistisches" Ziel. Seine Umsetzung war vorhersehbar, das Modell für weibliche Freiheit nur eine Kopie der männlichen, altbekannten.

Aber das Begehren der Frauen ging und geht weit darüber hinaus. Was sie begehren ist unbestimmt: eine gute Welt, ein schönes Leben, für Frauen und Männer. Wobei sie selbst nicht genau wissen, was damit gemeint ist, weil niemand das wissen kann. Aber das heißt eben nicht, dass man es nicht begehren kann. Das Begehren öffnet Wege für das Unvorhergesehene. Es scheut sich nicht, zuzugeben, dass es ohne die Hilfe von anderen nicht erfüllt werden

kann. Und alles ist erlaubt, auch das scheinbar Unmögliche, das Unrealistische, auch das, was wir sowieso nicht erreichen können, nach herkömmlichen Maßstäben, logisch gedacht.

Es geht dabei, wohlgemerkt, nicht um Utopien oder gar um Illusionen. Diesen Unterschied hat zum Beispiel Ursula Le Guin immer betont. In ihren Romanen will sie keine „schöne, neue Welt" fix und fertig entwerfen, sondern sie wählt einen Anfangspunkt und stellt dann spielerisch die Frage: Was wäre, wenn? Zum Beispiel: Was wäre, wenn die Menschen kein Geschlecht hätten? Was wäre, wenn Computer Gefühle hätten? Sie überlegt sich also einen Anfang für ein Gedanken-Experiment. Und probiert dann schreibend aus, was für eine Geschichte sich daraus entwickelt.

Wer gerne Biografien liest, findet in den Lebensgeschichten von Frauen viele Beispiele dafür. Ich denke zum Beispiel an Dorothea Erxleben, die erste deutsche Ärztin. Sie hatte sich nicht vorgenommen, als erste Frau Akademikerin zu werden, sondern sie fing einfach an, Kranke zu behandeln, und daraus entwickelte sich dann eine Geschichte – an deren Ende die Zulassung der Frauen zu den Universitäten stand. Oder Victoria Woodhull, die sich im Jahr 1872 als Präsidentschaftskandidatin der USA aufstellen ließ. Sicher nicht, weil sie sich das realistische Ziel gesetzt hatte, gewählt zu werden, fünfzig Jahre vor Einführung des Frauenwahlrechts. Sondern weil sie wissen wollte: Was wäre, wenn? Was passiert, wenn ich es einfach mal probiere?

Hätten diese Frauen „vom Ende her" gedacht, also von ihren Zielen her, wären sie vermutlich gescheitert. Sie hät-

ten sich verkämpft, verrannt und schließlich verloren oder resigniert. Aber sie dachten vom Anfang her: von ihrem Begehren, das sie motivierte, einen neuen Weg zu gehen, einen neuen Anfang zu machen und offen zu sein für das, was daraus folgt, ohne es alleine in der Hand haben zu wollen, ohne es kontrollieren zu können.

Der Anfang von etwas Neuem ist immer eine kleine Sache. Das Neue beginnt nicht mit großen Armeen oder mit Mehrheiten in Parlamenten oder einer großen Werbekampagne. Sondern klein, als Handeln einer oder eines Einzelnen; die einfach beginnt. Weshalb es im Allgemeinen leicht zu übersehen ist und auch in den Medien selten darüber berichtet wird.

Im Begehren den Motor für Veränderung zu sehen und nicht in den Zielen, die man sich setzt, das bedeutet ein radikales Umdenken. Es bewirkt eine neue Sicht auf die Welt. Nicht mehr vom Ende her zu denken, also von dem optimalen Zustand, den ich mir ausmale, sondern vom Anfang her, von dem Begehren, das ich in mir spüre. Nicht von dem auszugehen, was mir fehlt, sondern von dem, was ich habe: mein eigenes Begehren, das mir Stärke und Energie gibt. Weil es mich offen macht für Unvorhergesehenes, weil ich mich nicht mehr an allen möglichen Fronten verkämpfe, weil es mir nicht mehr ums Prinzip geht, sondern ich mich auf das konzentriere, was mir wichtig ist.

Jan-Arwed Maul

Bastian:

Warum ich? Immer ich? Warum lerne ich nie normale Frauen kennen? Warum gerate ich immer an die falschen, von Geburt an? Ich hätte langsam wirklich eine ganz normale Frau verdient. Eine Frau halt. Eine Frau wie…

Gender Mainstreaming „bedeutet die Entwicklung, Organisation und Evaluierung von Entscheidungsprozessen mit dem Ziel, die Geschlechterperspektive in *alle* politisch-administrativen Maßnahmen auf *allen* Ebenen durch *alle* am politischen Entscheidungsprozess beteiligten Akteure und Akteurinnen einzubringen. In jedem Politikbereich und auf allen Ebenen sollen die unterschiedlichen Ausgangsbedingungen und Auswirkungen auf die Geschlechter berücksichtigt werden, um eine tatsächliche Gleichstellung von Frauen und Männern zu erreichen. Dieser Prozess soll Bestandteil des normalen Handlungsmusters aller Ressorts und Organisationen werden, die an politischen Entscheidungsprozessen beteiligt sind".

Damit wird Gender Mainstreaming zu einem frauen- und geschlechterpolitischen Instrument und einem auf Organisationen zugeschnittenen Prinzip, das zum Ziel hat, in allen Organisationen das Geschlechterverhältnis zu berücksichtigen. Gender Mainstreaming bezeichnet die *Strategie* oder *Politikmethode*, um die Gleichstellung zwischen Männern und Frauen zu erzielen, es beschreibt also das Instrument.

Der Begriff Genderpolitik statt Frauenpolitik will verdeutlichen:

- es geht um Männer *und* Frauen und um das Verhältnis zwischen den Geschlechtern, Gender-Mainstreaming wird zu einer Gemeinschaftsaufgabe von Frauen und Männern

zur Verbesserung der Arbeits- und Lebensqualität beider Geschlechter,

- es geht also um mehr Geschlechterdemokratie für beide, und dort, wo Männer benachteiligt sind (z. B. bei „work-life-balance"), um Verbesserungen für Männer.

Wer nichts weiß, liebt nichts.
Wer nichts tun kann, versteht nichts.
Wer nichts versteht, ist nichts wert.
Aber wer versteht,
der liebt, bemerkt und sieht auch …
Je mehr Erkenntnis einem Ding innewohnt,
desto größer ist die Liebe …
Wer meint, alle Früchte
würden gleichzeitig mit den Erdbeeren reif,
versteht nichts von den Trauben.

Paracelsus

Barbara Vinken

Geschlechterverhältnisse sollten nicht bleiben wie sie sind

Heutzutage ist die Berufstätigkeit der Frau in den Mittelschichten zu einem wichtigen Statussymbol geworden. „Die Erwerbstätigkeit der Frauen hat nicht nur wirtschaftliche Gründe, sondern ist auch Ausdruck einer veränderten Einstellung zur Berufstätigkeit bei Frauen". Diese „veränderte Einstellung" hängt vielleicht nicht zuletzt damit zusammen, dass die Gründe für die Berufstätigkeit von Frauen nicht mehr primär wirtschaftlich sind. Weil die Frauen es sich leisten können, nicht arbeiten zu gehen, kann sich ihre Berufstätigkeit in symbolisches Kapital umwandeln. Sie ist unabdingbar für die persönliche Zufriedenheit der Frau geworden, die keine Lust mehr hat, ganz im Schatten ihres Mannes zu stehen. Als reine Hausfrau wären die meisten Frauen heute frustriert. Ihr Beruf stellt also den Burgfrieden zwischen den Geschlechtern sicher.

Der zweitrangige Beruf der Frau suggeriert, was er nicht leistet, emanzipierte Zustände nämlich, die Aufgeklärtheit und Modernität des Paares. Unter der Hand wird das traditionelle, leicht variierte, keineswegs aber grundsätzlich in Frage gestellte Muster umso unbekümmerter fortgeführt. Kant sagte einmal, in die im achtzehnten Jahrhundert übliche Polemik gegen gebildete Frauen einstimmend: „Was die gelehrten Frauen betrifft: so brauchen sie ihre Bücher etwa so wie ihre Uhr, nämlich sie zu tragen, damit gesehen werde, dass sie eine haben; ob sie zwar gemeiniglich still steht oder nicht nach der Sonne gestellt ist." Ihre Bildung ist ihnen nichts Wesentliches, sondern für andere zur Schau

getragenes Attribut, das sie schmückt und ihre Attraktivität erhöht. Wenn man bösartig wäre, könnte man mit Kant von den Frauen heute sagen, dass sie ihre Berufstätigkelt als Accessoire tragen. Viele Frauen identifizieren sich nicht über ihren Beruf, sondern sie stellen Berufstätigsein zur Schau.

Dem Schein von Gleichberechtigung und Emanzipation ist so Genüge getan, ohne dass sich an der Gesellschaftsstruktur und der sie fundierenden Geschlechterordnung etwas ändern müsste. Es sieht so aus, als ob dies ein idealer Ausweg aus der paradoxen Verschreibung von weiblicher Individualität in der bürgerlichen Gesellschaft wäre. Nur so erklärt sich die erstaunliche Stabilität einer Ordnung, die quer zur geäußerten Ideologie steht und praktisch durch nichts zu rechtfertigen ist. Es gibt keinen vernünftigen Grund, warum die Geschlechterverhältnisse, die natürlich gleichzeitig Wirtschaftsverhältnisse sind, so bleiben, wie sie sind.

Gisela Notz

Was bleibt?

Zweifelsohne hat sich einiges bewegt und es bewegt sich immer noch. Was aber ist aus den feministischen Forderungen geworden, die nicht oder nur halbherzig eingelöst wurden? Wo bleibt der gleiche Lohn für gleiche Arbeit? Was ist los mit der gleichmäßigen Verteilung von Erziehungsaufgaben, die ganz ungleichmäßig immer noch eine riesige Anzahl von Müttern, aber nicht Vätern, in die meist nicht existenzsichernde Teilzeitarbeit drängen? Was ist mit der Streichung des § 218 aus dem Strafgesetzbuch, dem zentralen feministischen Thema der 1970er Jahre? Auch die Alpha„mädchen" werden nicht die Hälfte der Uni-Lehrstühle bekommen oder die Hälfte der Positionen, die jetzt Männer innehaben. – Wenn es so weiter geht.

„Hätten unsere Mütter nicht in den Ende der 60er Jahre gegründeten Weiberräten auf die Befreiung der Frau von patriarchalen Strukturen und die Abschaffung sexueller Unterdrückung gedrungen, auf die Politisierung des Privaten sowie die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, sähen wir jetzt ganz schön alt aus", schrieb Sonja Eismann vor einiger Zeit in der Frankfurter Rundschau. Sie selbst ist 1973 mitten in die feministische Aufbruchsstimmung hineingeboren worden. Sie weiß, dass viele Konflikte noch nicht beigelegt sind, sieht jedoch, dass es ohne diesen Kampf für Frauen ihres Alters nicht unvorstellbar sei, klaglos die alleinige Verantwortung für alle Reproduktionsarbeiten zu übernehmen, wie das damals durchaus (außerhalb der Wohngemeinschaften) üblich war.

Vielleicht haben Frauen heute wirklich die Wahl sich für Supermom oder Karriereleiter oder für beides zu entscheiden. Was aber, wenn das, was nach „Wahl" aussieht, in Wirklichkeit nur eine neue Variante des (Weiblichkeits-) „Wahns" ist? Vielleicht hat sich der „Wahn" tatsächlich verflüchtigt, aber die strukturellen Hindernisse sind nach wie vor vorhanden: Diskriminierung am Arbeitsplatz, das Old-Boys-Netzwerk, die Arbeitskultur des Workholismus, fehlende Kinderbetreuungsmöglichkeiten. Gelöst sind die Probleme jedenfalls noch lange nicht. 1970 half Betty Friedan, den „Women's Strike for Equality" zu organisieren. Die Frauen forderten Kinderbetreuungszentren, die rund um die Uhr geöffnet haben, sie forderten Abtreibung „on demand" und Chancengleichheit bei Ausbildung und am Arbeitsplatz. Die Forderungen sind mittlerweile über 40 Jahre alt, keine davon wurde wirklich erfüllt, weder in den USA noch in Europa. Sollen wir uns mit der Betrachtungsweise der (US-amerikanischen) Frauenbewegung, dem so genannten Konzept der langen Wellen, trösten und darauf hoffen, dass der ersten und der zweiten Welle bald eine dritte folgt, die sich der bis jetzt unerledigten Aufgaben annimmt?

Die neue poststrukturalistische Debatte stellt einen neuen Rahmen für die Untersuchung von Machtdiskursen und Machtmechanismen unserer Gesellschaft bereit. Der Rückzug der Frauenforschung, jetzt Genderforschung, in die Universitäten und die zunehmende Entfernung von den sozialen und alltäglichen Problemen der Mehrheit der Frauen bedeutet allerdings auch eine „Entpolitisierung". Feministische Politik kann nicht durch Gendertheorien ersetzt, sondern muss (wieder) mit feministischer Theorie und Praxis verbunden werden.

Vanessa Wichterich

Helen:

Im Übrigen bin ich bei prinzipieller Gütertrennung durchaus bereit, einen etwaigen Imageschaden deinerseits auszugleichen, also wenn man so möchte, ein ideelles Schmerzensgeld zu zahlen.

Alice Schwarzer
Ich habe einen Traum

Ich habe einen Traum. Ich bin eine junge Frau. Gestern war meine letzte Prüfung. Mein Leben liegt vor mir. Ich bin stolz auf mich und gespannt, was kommen wird. Ich werde einen Beruf ergreifen. Einen, der Sinn und vielleicht sogar Spaß macht. Ich habe Freundinnen, denen ich vertraue, und Freunde, die mich ermutigen. Vielleicht verliebe ich mich eines Tages. Dabei werden Ausstrahlung und Persönlichkeit ausschlaggebend sein. Die Liebe wird mein Leben bereichern, aber nicht aus der Bahn werfen. Vielleicht bekomme ich ein Kind. Sollten wir zu zweit sein, werden wir Eltern sein, die alles teilen. Das ist machbar, denn wir leben in einer Gesellschaft, die uns darin unterstützt. Vielleicht aber bleibe ich auch kinderlos. Für mein Selbstverständnis und mein Lebensglück spielt das eine so große oder eine so kleine Rolle wie für einen Mann.

*

Ich habe einen Traum. Ich bin eine Künstlerin. Hinter mir liegt eine stolze Tradition weiblicher Künstler. Aber das spielt keine Rolle mehr. Mein Werk wird an seiner Eigenheit und Qualität gemessen, nicht an meinem Geschlecht. Niemand erwartet von mir, dass ich vor allem „attraktiv" bin. Ich habe auch nicht Jahrzehnte auf meine Entdeckung warten müssen. Ich arbeite. Ich arbeite hart. Manchmal zweifle ich oder verzweifle, ganz wie mein Kollege. Ich bin eine Frau. Und Kreativität hat kein Geschlecht.

Bettina Wündrich

Erfolgreich, einsam, kinderlos: Der schlechte Ruf der Karrierefrau

Niedrige Geburtenrate. Demographische Verschiebung. Singleisierung der Gesellschaft. Klar war der Kampf um Gleichberechtigung wichtig, und niemand würde heute Frauen Rechte aberkennen wollen – aber irgendjemand muss dennoch den Schwarzen Peter kriegen. Die Emanzipation hat, wie Kritiker behaupten, auch Kollateralschäden hinterlassen. Sie hat Egoistinnen hervorgebracht, Karrierefrauen auf dem Selbstverwirklichungstrip, die diesen auf dem Rücken ihrer gebärenden Geschlechtsgenossinnen austragen. Immer wieder drohen Politiker (und Politikerinnen), „den Kinderlosen" zugunsten der Familien einen höheren Rentenbeitrag abzufordern.

Die arme junge Generation, der wir mit unseren Gehhilfen und geriatrischen Pharmazeutika auf der Tasche liegen werden! Aber es wird uns schon noch dämmern, was wir davon haben: Mutterseelenallein werden wir im Alter auf der Parkbank sitzen (oder, noch schlimmer, die Krankenbetten belegen), und keiner wird uns besuchen, unsere nie geborenen Kinder nicht, und auch unsere Männer haben aus Angst vor uns Karriereweibern schon lange Reißaus genommen. Schuld ist natürlich der Feminismus, der uns zu Gebärstreik und Männerfeindschaft verführt hat. Wir schreiben das Jahr 2011. Sich gegen ein Leben mit Kindern zu entscheiden, ist immer noch kein akzeptiertes Modell. Seit vier, fünf Jahren beschäftigt sich auch die Arbeitsmarktforschung intensiver mit den „Frauen an der Spitze": Nur

53 Prozent der Frauen in Führungspositionen sind verheiratet, hingegen 73 Prozent der Männer. Mehr als die Hälfte der Frauen in Führungspositionen haben Kinder, jedoch ist die Anzahl der Kinder geringer als bei ihren männlichen Kollegen (umgekehrt leben 44 Prozent der Frauen in Führungspositionen ohne Kinder, aber nur 23 Prozent der Männer) . Die traditionellen Rollenvorstellungen sind in den Ehen sehr verbreitet, hat die Soziologin Dr. Corinna Kleinert herausgefunden; für Männer in Führungspositionen gilt die Familie nicht als Spagat, sondern als notwendiger Rückhalt. Karrierefrauen teilen ihr Leben lieber mit Partnern, die einen ähnlich verantwortungsvollen Job haben wie sie. Bei Männern ist das anders: Die Frauen von Chefs mit Familie arbeiten häufig nicht – oder in Teilzeit.

Es gibt derzeit einen deutlichen Widerspruch: Dem schlechten Ruf der „einsamen Spitze" steht der Bedarf an Frauen, die Karriere machen sollen, gegenüber. Frauen waren schon immer die Reservekräfte der Wirtschaft: „Mit unglaublicher Geschwindigkeit" sieht Thomas Sattelberger, Personalvorstand der Deutschen Telekom, die als erstes Dax-Unternehmen die Frauenquote einführte, die Lücke zwischen Bedarf und tatsächlicher Verfügbarkeit von Fachkräften größer werden. Der weibliche Nachwuchs ist begehrt wie nie.

Dann wären da noch die besseren Bildungsabschlüsse der Mädchen oder die vielzitierte Studie von McKinsey, dass Firmen mit einem hohen Frauenanteil an der Spitze besser abschneiden. Und die Furcht vor der Gier korrupter Manager: Handeln Frauen nicht weniger selbstbezogen und

umsichtiger als Männer, weil weniger testosterongesteuert? Männlicher Eroberungsdrang hat die Banken jedes Maß verlieren lassen, gerade noch hat unsere Wirtschaft die Kurve gekriegt. Jetzt brauchen wir Spitzenkräfte mit Feingefühl und Teamgeist. Endlich – das Zeitalter der Frauen ist angebrochen! Wenn da bloß dieser Knick in der Kurve nicht wäre, den Statistiker ausgemacht haben. Ungefähr bis zum dreißigsten Geburtstag steigen die Erwerbskurven von jungen Frauen und Männern noch parallel. Aber dann halten die Mädels nicht mehr Schritt, die Linie bewegt sich unbeirrbar nach unten. Schließen sich Top-Karriere und Kinder heute noch weitgehend aus?

Stellt man Frauen vor die Wahl, ob sie sich für Kind oder Karriere entscheiden wollen, wird sich die Mehrheit immer fürs Kinderkriegen entscheiden. „Boom Baby!" titelte die Süddeutsche Zeitung, weil die Zahl der Geburten in den ersten neun Monaten in 2010 so angestiegen ist wie seit zehn Jahren nicht mehr. Noch ist es ein vorläufiger Trend, aber es wird bereits gejubelt: Endlich! Mit 1,38 Kindern pro Frau hat Deutschland eine der niedrigsten Geburtenraten der Welt. Vorsichtig werden die neuen Zahlen interpretiert: Es gibt aufgrund der demographischen Verschiebung zwar weniger potenzielle Mütter. Aber diese wenigen gebären mehr Kinder – und das immer später. Die, die jetzt Babys bekommen, bekommen sie mit Mitte, Ende dreißig, wenn nach einer langen Ausbildungszeit auch der Berufseinstieg geschafft ist. Und dann? Ich fürchte, sie werden sich ähnlich mit der Entscheidung quälen müssen wie die Generation vor ihnen.

Esther Vilar

Esther Vilar wurde in Argentinien als Tochter deutscher Emigranten geboren. Sie studierte Medizin an der Universität Buenos Aires, erhielt nach Abschluss des Staatsexamens ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD), das ihr ermöglichte, an der Universität München und später an der Hochschule für Sozialwissenschaften Wilhelmshaven Philosophie und Soziologie zu studieren. Danach arbeitete sie als Assistenzärztin an einem bayerischen Krankenhaus.

Heute lebt sie als freie Schriftstellerin in Dublin und Barcelona.

Zu ihrer schriftstellerischen Arbeit gehören neben zahlreichen Theaterstücken und Essays die Romane: *Die Mathematik der Nina Gluckstein, Rositas Haus, Die Erziehung der Engel.*

John von Düffel

John von Düffel wurde 1966 in Göttingen geboren, studierte Philosophie, promovierte 1989 und arbeitete nach kurzer Tätigkeit als Journalist und Theaterkritiker von 1991 an als Dramaturg und Autor in Stendal, Oldenburg, Basel, Bonn und seit dem Jahr 2000 in Hamburg. Zu seinen Stücken gehören „Rinderwahnsinn“, „Die Unbekannte mit dem Fön“ sowie „Das schlechteste Theaterstück der Welt“, mit dem er 1995 auf den ersten Autorentheatertagen des Schauspiels Hannover entdeckt wurde. Für seinen Debütroman „Vom Wasser“ (1998) erhielt er neben weiteren Auszeichnungen den Aspekte-Literaturpreis des ZDF. Sein aktueller Roman heißt „Beste Jahre“. Darüber hinaus bearbeitete John von Düffel für die Bühne Thomas Manns „Buddenbrooks“ und „Joseph und seine Brüder“, Theodor Storms Novelle „Der Schimmelreiter“ sowie Todd Solondz’ „Happiness”.

Dass die Menschen so wenig über sich selber wissen,
ist schuld daran,
dass ihr Wissen über die Natur ihnen so wenig hilft.
Sie wissen, warum der Stein so und nicht
anders fällt, wenn man ihn schleudert,
aber warum der Mensch,
der ihn schleudert, so und nicht anders handelt,
wissen sie nicht.

Bertolt Brecht

Esther Vilar

war Mitte Dreißig, als sie Anfang der Siebziger mit ihrer provokanten Streitschrift gegen die Frauenbewegung weltberühmt wurde. Ihr Buch „Der dressierte Mann", in dem sie die Frauen als die wahren Ausbeuterinnen und Unterdrückerinnen darstellt, verkaufte sich millionenfach. Die Autorin wurde als Sexistin und Faschistin beschimpft, von Frauen zusammengeschlagen und musste Deutschland mit ihrem kleinen Sohn fluchtartig verlassen. „Ich hatte offenbar etwas Revolutionäres gesagt. Mein Leben hatte sich auf einen Schlag total verändert. Es gab immer nur Angriffe, mich hat niemand verteidigt."

Der dressierte Mann

Komödie von John von Düffel
nach dem gleichnamigen Bestseller
von Esther Vilar

Regie und Bühne: Ute Richter
Assistenz: Katharina Buchner
Bühnenbau: Oliver Schmidt
Licht: Ralf Kabrhel
Kunstobjekte: Gerlinde Britsch

Aufführungsrechte:
Peer H. Lauke Verlag, Hamburg

Premiere: 15. September 2011

Personen:

Bastian	Jan-Arwed Maul
Helen	Vanessa Wichterich
Dr. Elisabeth Schröder-Röder	Gisela Kraft
Konstanze Engelbrecht	Ulrike Barthruff

Eine Pause

Erich Fromm

Liebe als Antwort auf das Problem der menschlichen Existenz

Unsere gesamte Kultur gründet sich auf die Lust am Kaufen, auf die Idee des für beide Seiten günstigen Tauschgeschäfts. Schaufenster anzusehen und sich alles, was man sich leisten kann, gegen bares Geld oder auf Raten kaufen zu können – in diesem Nervenkitzel liegt das Glück des modernen Menschen. Er (oder sie) sieht sich die Mitmenschen auf ähnliche Weise an. Der Mann ist hinter einem attraktiven jungen Mädchen und die Frau ist hinter einem attraktiven Mann her. Dabei wird unter „attraktiv" ein Bündel netter Eigenschaften verstanden, die gerade beliebt und auf dem Personalmarkt gefragt sind. Was einen Menschen speziell attraktiv macht, hängt von der jeweiligen Mode ab – und zwar sowohl in körperlicher wie auch in geistiger Hinsicht. In den zwanziger Jahren galt ein junges Mädchen, das robust und sexy war und das zu trinken und zu rauchen wusste, als attraktiv; heute verlangt die Mode mehr Zurückhaltung und Häuslichkeit. Ende des neunzehnten und Anfang unseres Jahrhunderts musste der Mann ehrgeizig und aggressiv sein – heute muss er sozial und tolerant eingestellt sein, um als attraktiv zu gelten. Jedenfalls entwickelt sich das Gefühl der Verliebtheit gewöhnlich nur in bezug auf solche menschlichen Werte, für die man selbst entsprechende Tauschobjekte zur Verfügung hat. Man will ein Geschäft machen; der erwünschte Gegenstand sollte vom Standpunkt seines gesellschaftlichen Wertes aus begehrenswert sein und gleichzeitig auch mich aufgrund meiner offe-

nen und verborgenen Pluspunkte und Möglichkeiten begehrenswert finden. So verlieben sich zwei Menschen ineinander, wenn sie das Gefühl haben, das beste Objekt gefunden zu haben, das für sie in Anbetracht des eigenen Tauschwerts auf dem Markt erschwinglich ist. In einer Kultur, in der die Marketing-Orientierung vorherrscht, in welcher der materielle Erfolg der höchste Wert ist, darf man sich kaum darüber wundern, dass sich auch die menschlichen Liebesbeziehungen nach den gleichen Tauschmethoden vollziehen, wie sie auf dem Waren- und Arbeitsmarkt herrschen.

Liebe ist eine Aktivität und kein passiver Affekt. Sie ist etwas, das man in sich selbst entwickelt, nicht etwas, dem man verfällt. Ganz allgemein kann man den aktiven Charakter der Liebe so beschreiben, dass man sagt, sie ist in erster Linie ein *Geben* und nicht ein Empfangen.

Was heißt geben? So einfach die Antwort auf diese Frage scheinen mag, ist sie doch tatsächlich doppelsinnig und ziemlich kompliziert. Das verbreitetste Missverständnis besteht in der Annahme, geben heiße etwas „aufgeben", dessen man damit beraubt wird und das man zum Opfer bringt. Jemand, dessen Charakter sich noch nicht über das Stadium der rezeptiven, ausbeuterischen oder hortenden Orientierung hinaus entwickelt hat, erfährt den Akt des Gebens auf diese Weise.

Für den produktiven Charakter hat das Geben eine ganz andere Bedeutung. Für ihn ist Geben höchster Ausdruck seines Vermögens. Gerade im Akt des Schenkens erlebe ich meine Stärke, meinen Reichtum, meine Macht. Dieses Er-

lebnis meiner gesteigerten Vitalität und Potenz erfüllt mich mit Freude. Ich erlebe mich selbst als überströmend, hergebend, lebendig und voll Freude. Geben bereitet mehr Freude als Empfangen nicht deshalb, weil es ein Opfer ist, sondern weil im Akt des Schenkens die eigene Lebendigkeit zum Ausdruck kommt.

Es dürfte nicht schwerfallen, die Richtigkeit dieses Prinzips zu erkennen, wenn man verschiedene spezifische Phänomene daraufhin untersucht. Das elementarste Beispiel finden wir im Bereich der Sexualität. Der Höhepunkt der männlichen Sexualfunktion liegt im Akt des Gebens; der Mann gibt sich selbst, gibt sein Geschlechtsorgan der Frau. Im Augenblick des Orgasmus gibt er ihr seinen Samen. Er kann nicht anders, wenn er potent ist; wenn er nicht geben kann, ist er impotent. Bei der Frau handelt es sich um den gleichen Prozeß, wenn er auch etwas komplexer abläuft.

Auch sie gibt sich; sie öffnet die Tore zum Innersten ihrer Weiblichkeit; im Akt des Empfangens gibt sie. Wenn sie zu diesem Akt des Gebens nicht fähig ist, wenn sie nur empfangen kann, ist sie frigid. Bei ihr gibt es einen weiteren Akt des Gebens, nicht als Geliebte, sondern als Mutter. Sie gibt sich dann dem Kind, das in ihr wächst, sie gibt dem Säugling ihre Milch, sie gibt ihm ihre körperliche Wärme. Nicht zu geben wäre schmerzlich für sie.

Der wichtigste Bereich des Gebens liegt jedoch nicht im Materiellen, sondern im zwischenmenschlichen Bereich. Was gibt ein Mensch dem anderen? Er gibt etwas von sich selbst, vom Kostbarsten, was er besitzt, er gibt etwas von seinem Leben. Das bedeutet nicht unbedingt, dass er sein

Leben für den anderen opfert – sondern dass er ihm etwas von dem gibt, was in ihm lebendig ist; er gibt ihm etwas von seiner Freude, von seinem Interesse, von seinem Verständnis, von seinem Wissen, von seinem Humor, von seiner Traurigkeit – von allem, was in ihm lebendig ist. Indem er dem anderen auf diese Weise etwas von seinem Leben abgibt, bereichert er ihn, steigert er beim anderen das Gefühl des Lebendigseins und verstärkt damit dieses Gefühl des Lebendigseins auch in sich selbst.

Wem also die Liebe als einzige vernünftige Lösung des Problems der menschlichen Existenz am Herzen liegt, der muss zu dem Schluss kommen, dass in unserer Gesellschaftsstruktur wichtige und radikale Veränderungen vorgenommen werden müssen, wenn die Liebe zu einem gesellschaftlichen Phänomen werden und nicht eine höchst individuelle Randerscheinung bleiben soll. In welcher Richtung derartige Veränderungen vorgenommen werden könnten, kann hier nur angedeutet werden. (In *The Sane Society* [1955a] habe ich mich mit diesem Problem ausführlich befasst.) Unsere Gesellschaft wird von einer Manager-Bürokratie und von Berufspolitikern geleitet; die Menschen werden durch Massensuggestion motiviert; ihr Ziel ist, immer mehr zu produzieren und zu konsumieren, und zwar als Selbstzweck. Sämtliche Aktivitäten werden diesen wirtschaftlichen Zielen untergeordnet; die Mittel sind zum Zweck geworden; der Mensch ist ein gut genährter, gut gekleideter Automat, den es überhaupt nicht mehr interessiert, welche menschlichen Qualitäten und Aufgaben ihm eignen. Wenn der Mensch zur Liebe fähig sein soll, muss der Mensch

selbst an erster Stelle stehen. Er muss am Arbeitsprozess aktiven Anteil nehmen, anstatt nur bestenfalls am Profit beteiligt zu sein. Die Gesellschaft muss so organisiert werden, dass die soziale, liebevolle Seite des Menschen nicht von seiner gesellschaftlichen Existenz getrennt, sondern mit ihr eins wird.

Wenn man von der Liebe spricht, ist das keine „Predigt", denn es geht dabei um das tiefste, realste Bedürfnis eines jeden menschlichen Wesens. Dass dieses Bedürfnis so völlig in den Schatten gerückt ist, heißt nicht, dass es nicht existiert. Das Wesen der Liebe zu analysieren heißt, ihr allgemeines Fehlen heute aufzuzeigen und an den gesellschaftlichen Bedingungen Kritik zu üben, die dafür verantwortlich sind. Der Glaube an die Möglichkeit der Liebe als einem gesellschaftlichen Phänomen und nicht nur als einer individuellen Ausnahmeerscheinung ist ein rationaler Glaube, der sich auf die Einsicht in das wahre Wesen des Menschen gründet.

Ulrike Barthruff

Konstanze Engelbrecht:

Es tut mir schrecklich leid. Ich habe bei der Erziehung meiner Tochter große Fehler gemacht. Aber da ist man als Mutter auch machtlos, wenn so ein Mädchen nur intellektuelle Interessen hat.

Esther Vilar

Es ist an der Zeit, dem Mann eine Chance zu geben

In einer Welt, in der jeder genug Zeit hätte, sein Wissen, seine Phantasie, seine geistige und körperliche Energie voll auszuspielen, wäre prinzipiell alles möglich. Es käme dort zu einer solchen Vielfalt von Gedanken, Handlungsweisen, Ideologien, Erfindungen, Ritualen, Absurditäten, Verrücktheiten, dass man sich niemals langweilen könnte. Nicht nur man selbst wäre amüsanter, auch die anderen wären es. Die tägliche Umgebung wäre so abenteuerlich, wie man sie sich nur wünschen könnte, denn fast jeder, den man träfe, wäre ein Happening.

Es ist natürlich auch möglich, dass es für eine solche Welt schon zu spät ist und dass die recht behalten, die heute behaupten, der Mann wünsche sich im Grunde gar kein anderes Leben als das, das er führt. Es ist nicht ganz auszuschließen, dass zwar die Frauen einer solchen Reform gewogen wären, diese aber letztlich am fehlenden Einsatz der Männer scheitern würde. Denn es wäre ja möglich, dass der heutige Mann so sehr an sein Gefängnis gewöhnt ist, dass er draußen gar nichts anzufangen wüsste, dass er so lange für andere gelebt hat, dass er für sich selbst gar nicht leben könnte, und dass er sich die Liebe seiner Frau inzwischen wirklich lieber kauft, als dass er sie sich schenken ließe. Es wäre möglich, dass der Mann, der diese Reform ja in allen Einzelheiten planen und auch ausführen müsste, aus lauter Angst vor seiner Freiheit hier erstmals seine Dienste verweigerte.

Man sollte es dennoch versuchen. Man sollte die Frauen dazu überreden, den Männern ihre Unabhängigkeit wenigstens anzubieten. In ihrem eigenen Interesse. Wir finanzieren heute Tierreservate, damit die wilden Tiere so bleiben können, wie sie sind, während direkt vor unseren Augen die Männer, von der Natur ebenfalls für ein Leben voller Abenteuer programmiert, immer zahmer, domestizierter und serviler werden. Wir kämpfen dafür, dass sich Reiche und Mehrheiten wenigstens halbwegs anständig benehmen, während mitten unter uns die Handlungen der Frauen immer skrupelloser und dubioser werden. Solange die Frau dem Mann einen Lastenausgleich nicht wenigstens vorschlägt, gibt es für sie in westlichen Industrieländern keine Möglichkeit, sich „anständig" zu verhalten. Was immer sie tut, sie ist dem Mann gegenüber im Vorteil, weil es für sie in jeder Situation mindestens zwei Wege gibt und für den Mann bestenfalls einen. Solange die Geburt eines Kindes bedeutet, dass man auch dessen Mutter zu versorgen hat, gerät jede Frau, die schwanger wird, in den Verdacht, ein hinterlistiges Attentat zu planen. Solange die Männer nicht einigermaßen unabhängig sind, werden Frauen niemals Partner finden, die ihnen wirklich gefallen.

Es ist also an der Zeit, dem Mann eine Chance zu geben. Erst wenn er sie zurückweist, könnte man behaupten, dass er sich in seiner jetzigen Situation offenbar wohl fühlt: dass er sich gern einsperren lässt, dass er sich auch freiwillig verkaufen würde, dass ihm seine Kastration willkommen ist, dass ihm seine politische und wirtschaftliche Entmündigung Freude macht und dass er gegen die Diffamierung sei-

ner Person sowieso nichts einzuwenden hätte. Man dürfte dann sagen, dass man den Männern einen Gefallen tut, wenn man sie zur Arbeit abrichtet, weil sie für alles andere sowieso nicht zu gebrauchen sind. Und man dürfte auch sagen, dass die heutige Art Männlichkeit genau dem männlichen Niveau entspricht und dass die Männer im großen und ganzen das Leben führen, das sie sich wünschen.

Es handelt sich also darum, die Männer auf die Probe zu stellen. Es handelt sich darum, ihnen endlich ihre Freiheit anzubieten. Denn erst, wenn sie sie abgelehnt haben, wüsste man mit letzter Sicherheit, dass die Frauen auf ihrer bisher einzigen Erfindung, ihrem bisher einzigen Patent und ihrem bisher einzigen Produkt für immer sitzenbleiben werden. Man könnte dann sagen, dass sie den *dressierten Mann* vor lauter Begeisterung über seine vielseitige Verwendbarkeit in zu großer Serie fabriziert haben.

Gisela Kraft

Dr. Schröder-Röder:

Basti war schon als Kind ein Spießer. Nicht im geringsten ein „männlicher Aggressor“ in unseren Reihen, wie meine Freundinnen befürchtet hatten, er war einfach nur kleinkariert. Die Frauenfrage interessierte ihn nicht…

Hannelore Schlaffer

Die intellektuelle Ehe

Der Plan vom Leben als Paar

Max Weber und Otto Gross haben, außer dem Todesjahr 1920, wenig miteinander gemein – und doch wurde ihre Begegnung 1907 in Heidelberg folgenreich für das Konzept der intellektuellen Ehe. In diesen beiden Männern stieß die bürgerliche Ordnung zusammen mit der Anarchie, die Universität mit der Boheme, die Wissenschaft mit der Lebensreform, die neu begründete Soziologie mit der ebenso neuen Psychoanalyse. Max Weber, der Heidelberger Professor für Nationalökonomie, und Otto Gross, der Bohemien, gleichermaßen zuhause im Künstlermilieu von Schwabing und in der Kolonie der Lebensreformer auf dem Monte Verità, trafen aufeinander als die Vertreter jener beiden gegensätzlichen Elemente, die die intellektuelle Ehe bis heute miteinander zu verbinden sucht: die Dauerhaftigkeit einer Bindung aus freiem Entschluss und das gleichzeitige Zugeständnis der sexuellen Freiheit beider Partner.

Der Psychoanalytiker Otto Gross, ein Schüler Freuds, drang als Liebhaber und Verführer in traditionelle Ehen ein, zerstörte sie und rechtfertigte dieses Handeln mit einer Theorie. Das chaotische und selbstzerstörerische Liebesleben des Anarchisten Gross hätte Max Weber kaum interessiert, erst dessen theoretischer Anspruch konnte ihn überhaupt zu dauerhafter Abwehr veranlassen – bis er am Ende seines Lebens kapitulieren und Gross Recht geben musste. Die Formulierung eines alternativen Entwurfs für die moderne Ehe allerdings überließ Max Weber, dem der private Alltag nicht

zum wissenschaftlichen Gegenstand taugte, seiner Frau Marianne.

Gross präsentierte seine Theorie nicht nur auf dem Papier; er stürmte die Festung, die die Ehe war – und, trotz ihrer Modernität, die von Max und Marianne Weber ganz besonders –, und er tat es mit Hilfe einer Frau. Else Jaffé, geborene von Richthofen, Schülerin Max Webers und ein Leben lang die engste Freundin Marianne Webers, wurde Gross' Geliebte. In diesem Quartett – zwei Männer, zwei Frauen; oder: *ein* Paar, das für seine moderne Ehe die traditionelle Moral neu überdachte, und eines, das für erotische Befreiung eintrat – konnte, was bis dahin ein Skandal gewesen war, in Theorie gefasst werden. Die Ehe Max und Marianne Webers, nicht erst seit dem Auftritt von Otto Gross von vielen problematischen Beziehungen umgeben, in denen es – wie etwa bei dem Nationalökonomen Eberhard Gothein und seiner Frau Marie-Luise, der berühmten Autorin von Gartenbüchern – Ehebruch, Libertinage, ja sogar uneheliche Kinder gab, hatte sich gegen die Herausforderungen der freien Liebe und der wilden Ehe zu behaupten.

Heidelberg war durch seine Geschichte auf diese Auseinandersetzung vorbereitet. Hundert Jahre zuvor hatte an diesem Ort der erste Versuch mit einer romantischen Ehe begonnen, die man eine intellektuelle Ehe hätte nennen können: die Verbindung von Sophie Mereau und Clemens Brentano. Auch die Liebe der Karoline von Günderrode zu Georg Friedrich Creuzer, der Dichterin zu einem Professor

der alten Sprachen, nimmt die Idee einer freien, primär durch den Intellekt vermittelten Partnerschaft vorweg.

Einst Mittelpunkt der romantischen Bewegung, blieb Heidelberg bis ins 20. Jahrhundert hinein der Außenseiter unter den deutschen Universitäten. Zu Beginn des Jahrhunderts wurden, begünstigt durch die liberale Kulturpolitik Badens, dorthin viele bedeutende Wissenschaftler berufen, die andernorts kaum Chancen hatten. Auch Max Weber machte bei seiner Ankunft in Heidelberg zugleich mit seinem akademisch noch nicht etablierten Fach, der Soziologie, und mit seinem Lebensstil als jugendlicher Rebell auf sich aufmerksam.

*

Die Ehe des Paares Weber galt den Heidelbergern als mustergültig – und sie war es aus Programm. Marianne Schnitger (1870–1954), eine entfernte Cousine und seit 1893 Braut Max Webers (1864–1920), bot dem Bräutigam und späteren Ehemann grenzenlose Bewunderung an, forderte dafür aber intellektuelle Bildung und die Möglichkeit, diese öffentlich zur Schau zu stellen. Sie entwarf sich als Dienerin, die nicht im Schatten stehen sollte. Damit hatte Marianne Weber die Rolle konzipiert, die damals für eine Frau als modern gelten konnte. Marianne Weber hoffte auch in der Ehe die hohe, romantische Liebe zu verwirklichen – „Liebe und Ehe fordern einander ihrer beider höchsten Idee nach" –, wollte daraus aber zugleich pragmatisch Bildungs- und Berufsvorteile für die Frau ableiten. Diese Idee verlange, so folgerte sie später in ihrem Buch über Ehe und Ehescheidung, die bedingungslose Aufopfe-

rung beider Partner füreinander, die wiederum einander im Rang gleich sein sollten: „Eine auf die ‚Idee' gerichtete moderne Ehe kann nur von der Grundlage geistiger Ebenbürtigkeit der Gatten aus geführt werden." Der Mann blieb zwar „die höhere intellektuelle Monade", wie Marianne ihren Mann 1908 titulierte, doch durfte auch die Frau sich als intellektuelle Monade begreifen und einen Platz in der Öffentlichkeit für sich beanspruchen.

Im Rahmen dieser modernisierten bürgerlichen Ehe wurde Marianne Weber zur Vorkämpferin der Frauenbewegung und bald auch zum Vorstand des Heidelberger „Vereins für Frauenbildung und Frauenstudium", für den sie Professorengattinnen als Mitstreiterinnen gewann. Für die Frauenbewegung setzte sie sich bis zu ihrem Tod mit Vorträgen und Publikationen ein. Ihre intellektuelle Karriere begann, wie sie in ihrem *Lebensbild* Max Webers schreibt, zu Füßen ihres Mannes, dessen Vorlesung sie in Heidelberg besuchte: „Seine Gefährtin führt nun auch – wie Weber wünscht – ein voll erfülltes geistiges Eigenleben. Sie hört bei ihm nationalökonomische und sonst philosophische Vorlesungen und vertieft sich in Paul Hensels Seminar in eine Arbeit. Weber freut sich an ihrem Tatendurst, ist bald frauenrechtlerischer als sie selbst, verfolgt eifrig das Für und Wider der öffentlichen Meinung, hilft, wo er kann."

Für die Heidelberger war dieser Auftritt schockierend, vielleicht sogar geschmacklos, für die Nachwelt stellt er eine Schlüsselszene dar. Erst seit 1900 waren an den badischen Universitäten Freiburg und Heidelberg Frauen zum Studium zugelassen. In Zürich konnten sich Frauen bereits

1863 zum Studium einschreiben. Marianne Weber war also, als sie mit ihrem Mann 1897 in Heidelberg auftrat, Gasthörerin, nicht Studentin. In dieser Übergangsepoche, in der zum ersten Mal Frauen die Universität betraten, demonstrierte eine Professorengattin, dass Frauen nicht auf Geist und Ehefrauen nicht auf Bildung verzichten müssten, dass also Herz und Verstand auch bei Verheirateten vereinbar seien. Marianne Weber hob die Trennung von *in der Ehe* und *in Gesellschaft,* von privater Beziehung und Veröffentlichung einer nach außen gekehrten Partnerschaft auf, indem sie als Zuhörerin ihres Mannes auftrat. Was das Ehepaar verband – eine *geistige* Liebe – durfte, ja sollte bekannt werden.

Freilich war die Situation der Ehefrau als Schülerin ihres Mannes ambivalent. Sollte die intellektuelle Ehe nicht nur der Emanzipation der Frau, sondern auch ihrer Gleichstellung mit dem Mann dienen, so war solche Unterordnung dem Ziel gerade nicht förderlich. Marianne Weber sorgte zwar für ihre Bildung, gestand aber dabei die Abhängigkeit von ihrem Mann ein.

Allerdings schränkte auch ihn ihre Teilnahme an seiner wissenschaftlichen Arbeit ein. Während früher die Liebe und damit die Frau ins Privatleben verwiesen blieb, raubte die sich bildende Frau dem Mann die Freiheit, die ihm bis dahin sein Berufsleben gewährt hatte. An die Stelle der ständischen oder finanziellen Klammer, die in der traditionellen Ehe die Partner aneinander band, trat nun eine Symbiose, die das gemeinsame geistige Eigentum zu sichern bestrebt war. Dies musste zu Ungunsten des Mannes ausschla-

gen, falls er nicht in der Lage war, sich einer anderen neuen Freiheit zu bemächtigen, nämlich der sexuellen. Max Weber stellte eine solche Forderung nie ausdrücklich, folgte ihr aber doch in den letzten Jahren seines Lebens.

Marianne Weber suchte die Peinlichkeit, die sich aus der intellektuellen Abhängigkeit von ihrem Mann ergab, möglichst gering zu halten. Ihre erste Publikation, *Fichte's Sozialismus und sein Verhältnis zur Marx'schen Doktrin* (1900), widmet sie freimütig ihrem Mann. Nach diesen wissenschaftlichen Anfängen drang Marianne Weber nicht weiter in das von ihrem Mann beherrschte Gebiet ein; in Vorträgen und Schriften beschäftigte sie sich nur noch mit Fragen der Ehe und der weiblichen Moral.

Ihren Schriften liegt als Leitmotiv die – erbaulich formulierte – Idee der „Gefährtenehe" zugrunde, wie sie sie in ihrem Buch über die *Idee der Ehe* definiert: „Die Ehe ist die umfassendste und folgenreichste Liebesgemeinschaft zweier geistig und sittlich ebenbürtiger Persönlichkeiten und zugleich eine Aufgabe, die stets neue Bewährung heischt. Sie ruht in ihrem Eigenwert, denn sie gründet sich auf das Gefühl überzeitlicher Verbundenheit der in ihr Vereinten, auf eine Liebe, die so stark und unbedingt ist, dass der Glaube an ihre Dauer sie unmittelbar begleitet." Die Tugenden, die Marianne Weber von einem Paar erwartet, erinnern an die der Freundschaft: Zwei Gefährten verpflichten sich auf eine gemeinsame Wanderschaft durchs Leben. Alle Schriften Marianne Webers vertreten diese modernisierte Variante der traditionellen Ehe, sind aber gleichzeitig Absagen an heftigere Neuerungsversuche, gegen die das Paar seine Muster-

ehe zu verteidigen hatte. Von der erotischen Freiheit, die mit der intellektuellen Ehe verbunden sein könnte, distanziert sich Marianne Weber ängstlich. Sie partizipiert zwar an der zeitgemäßen Idee der Ebenbürtigkeit der Partner, kettet diese aber untrennbar aneinander.

Zwar trat Marianne Weber selbst wie eine öffentliche Person auf; indem sie sich auf weibliche Themen beschränkte, akzeptierte sie jedoch die Einweisung der Frauen in ein neues, wenngleich etwas geräumigeres Reservat, als es bis dahin das Haus gewesen war: sie wandte sich jenem Forschungsgebiet zu, das bis heute als das eigentliche Terrain der Frauen angesehen wird, das der Gender studies. Wie wenig sie damit zur erstrebten Gleichrangigkeit gelangen konnte, war zu ihrer Zeit noch nicht zu erkennen. Um den weiblichen Aufbruch abzuwehren, definierten die Männer mit einer bis dahin unbekannten Entschlossenheit das, was eine Frau zu sein habe, neu. Der Typus „Weib", der nun gefunden wurde, eine trübe Mischung aus Mütterlichkeit und Intellekt, bestimmt bis in die Gegenwart die Biographien der Frauen, vom Studium der angeblich emotionsnahen geisteswissenschaftlichen Fächer bis zum Beruf als Museumsleiterin, Kultur- und Sozialministerin.

Im Salon, den Marianne Weber im großbürgerlichen Ambiente ihrer Villa am Neckar bis zu ihrem Tod führte, pflegte sie immerhin ihr gelehrtes Ansehen. Ihrer Einladung zu den „Geistertees" oder, wie es auch hieß, den „Tees mit Sittengesetz", folgten bedeutende und fortschrittlich gesinnte Gelehrte. Der männliche, der „objektive" Geist begeg-

nete hier dem weiblichen, „subjektiven". Tatsächlich aber bestätigten diese Veranstaltungen nur die traditionelle Rollenaufteilung: Die Universität wurde für einen Nachmittag in die weibliche Sphäre des Privaten verlegt. Doch kam der Zirkel nur zustande unter der Schirmherrschaft des Gatten, der sich persönlich im Hintergrund hielt, von der Salondame aber den Anwesenden dauernd in Erinnerung gebracht wurde.

Wie ein Virus schleppte Otto Gross die Diskussion über die Sexualität, die in Wien im Umfeld Sigmund Freuds und in der Schwabinger Boheme geführt wurde, in den Heidelberger Salon ein. Nun stritt man dort über Wert und Funktion der Ehe, über Sittlichkeit und Sinnlichkeit. Spötter nannten die Veranstaltungen, in denen die Intimität der Ehe einer wissenschaftlichen Prüfung unterzogen wurde, die „Seelenklinik", und Max Weber ermahnte zu dieser Zeit seine Frau, sich bei ihren Nachmittagen nicht allzu sehr auf die „Schwabingerei" einzulassen; 1908 stöhnt er in einem Brief: „Diese ewige Diskutiererei über die Sittengesetze". Tatsächlich aber wurden in diesem Salon unter dem Einfluss von Otto Gross und durch die Wirkung seiner Sexualtheorie die bürgerlichen Werturteile unterminiert.

An Sophie Rickert, die Frau des Philosophen Heinrich Rickert, schreibt Marianne Weber 1910 mit einem Anflug von Resignation: „es ist sehr traurig, wenn man die Fahne ethischer Ideale nicht mehr recht hoch zu halten und zu schwingen vermag, weil man zu sehr von der Kompliziertheit aller konkreten Inhalte überzeugt worden ist."

Nachweise

Erich Fromm, Die Kunst des Liebens, Ullstein Taschenbuch, 2010

Gisela Notz, Feminismus, PapyRossa Verlag, Köln 2011

Sylvia Plath, Die Glasglocke, Suhrkamp Verlag Verlag, Frankfurt am Main 1977

Hannelore Schlaffer, Die intellektuelle Ehe, Der Plan vom Leben als Paar, Carl Hanser Verlag, München 2011

Antje Schrupp, Was wäre wenn? Ulrike Helmer Verlag, Königstein/ Taunus 2009

Alice Schwarzer, Der große Unterschied, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2000

Esther Vilar, Das Ende der Dressur, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1987

Barbara Vinken, Die deutsche Mutter, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2007

Bettina Wündrich, Einsame Spitze, Rowohlt Verlag, Reinbeck bei Hamburg 2011

2011/2012 – Heft 1

Herausgeber: Zimmertheater Heidelberg

Redaktion: Ute Richter

Umschlag: *Ernst Kahl* in: Meister der komischen Kunst,

Verlag Antje Kunstmann, München 2011

Satz und Druck: Druckerei Odenwälder, Buchen-Walldürn

SICHERHEIT ALTERSVORSORGE VERMÖGEN

Im Auftrag Ihrer Finanzen:
das Sparkassen-Finanzkonzept.

Jetzt Termin vereinbaren.

MISSION
FINANZ-CHECK

Sparkasse
Heidelberg

www.sparkasse-heidelberg.de